

Wie nehme ich die innerdeutsche Ökumene wahr?

Eine Ermunterung zur Mehrsprachigkeit

Wahrnehmung hat immer mit dem persönlichen Standpunkt zu tun. Er macht sie häufig für andere erst verständlich. Meine spirituelle Heimat ist die Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker), die sich im England des 17. Jahrhunderts in einer Besinnung auf urchristliche Werte entwickelt hat und sich gegenüber anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften dadurch abhebt, daß sie in allem, was diese im Detail voneinander unterscheidet, noch einmal so völlig anders ist. In ihrer Überzeugung von der Gegenwart Gottes in jedem Menschen sieht sie das ganze Leben an sich als Sakrament und hält ihre Gottesdienste in schlichter Stille, lebt sie Gleichberechtigung sowohl von Mann und Frau als auch von allen Gliedern überhaupt und bemüht sie sich, den Willen Gottes für die Gemeinschaft in der Gemeinschaft aus der Stille heraus zu ergründen. Erkenntnisse und Traditionen werden regional von Generation zu Generation daraufhin neu hinterfragt, ob und in welcher Weise sie noch relevant sind. Daß dieser Prozeß, der naturgemäß Spannungen mit sich bringt, im Verlaufe der Geschichte zu unterschiedlichen Ausprägungen des weltweiten Quäkertums geführt hat, sei hier nur am Rande erwähnt. Ein für allemal festgelegte und für alle Glieder bindende Glaubenssätze kennen wir nicht. Deshalb gehören wir der ACK als Ständige Beobachter an. So schildere ich nun Facetten meiner Wahrnehmung der innerdeutschen Ökumene aus einer mehrfach definierten Außenposition: als Frau, als Laiin und als Freikirchlerin.

Dafür, wie sich die Andersartigkeit meiner Religionsgemeinschaft darstellen kann, möchte ich ein Beispiel geben, das mir dann zur Grundlage meiner weiteren Betrachtung dienen soll. Vor dem Gottesdienst, der nach dem Zusammenschluß von AGCK (Ost) und ACK (West) auch jenen Beobachterstatus feierlich bekräftigen sollte, nahm mich der damalige Vorsitzende, Dr. Held, zur Seite und fragte, wie ich damit umgehen könne, daß darin die trinitarische Formel vorkäme. Gerade die Tatsache, daß wir sie in unserem Gottesbild nicht benutzen, ist ja der Grund für unsere „Außenseiterposition“ in der ACK. Nach einiger Bedenkzeit antwortete ich etwa so: gegen den Gebrauch der trinitarischen Formel hätte ich nichts einzuwenden, ich hielte es nur für wichtig, daß man wisse, daß sie für mich und uns einer Fremdsprache entspräche. Wenn dies akzeptiert werden könnte, sähe ich keine Probleme.

Dieses Bild von den Fremdsprachen benutze ich seitdem häufig. Es hilft mir dabei, mit den Unterschieden in den Konfessionen wertfrei umzugehen. Ebenso wie in den verschiedenen Sprachen ein und dieselben Dinge höchst unterschiedlich ausgedrückt werden, sehe ich auch in den verschiedenen Ausprägungen unserer Spiritualität, der Riten und der Dogmen symbolhafte Ausdrucksversuche der einen Grunderfahrung Gott, die sowieso so groß ist, daß kein Symbol ihr je wirklich gerecht werden kann. Wenn ich die Symbole einer anderen Kirche verstehen möchte, muß ich so viel wie möglich von diesen Fremdsprachen lernen, und wie beim Erlernen realer Sprachen werde ich dadurch auch bei meiner eigenen Grammatik viel dazulernen können. So haben z.B. die Erfahrungen mit den Fürbitten im evangelischen Gottesdienst ebenso wie die gregorianisch gesungenen Psalmen in einer Benediktinerinnenabtei mein Gebetsleben sehr bereichert, und ich höre immer wieder Menschen anderer Konfessionen berichten, daß sie von unserem stillen Zugang zu Gott manches übernommen hätten.

Nun sind in unserer heutigen Gesellschaft Begabung und Interesse für diese Art Sprache sehr unterschiedlich ausgeprägt. Eine Vielzahl von Menschen weiß sich in der Folge sich ausweitender Säkularisierung überhaupt nicht mehr spirituell auszudrücken, andere scheinen sich vor neuen Sprachbegegnungen zu scheuen. Manchmal brechen Gespräche abrupt ab, wenn ich sage, daß ich nicht Glied einer der großen Kirchen, sondern einer kleinen Freikirche bin. Ich habe dann den Eindruck, es sei gesellschaftlich akzeptabler, keinen eigenen Standpunkt zu definieren und sich am kirchlichen Leben überhaupt nicht zu beteiligen. Um in meinem Bild zu bleiben: Sprachlosigkeit (oder gar Sprachfaulheit) gegenüber zu stehen, scheint einfacher zu sein als die Auseinandersetzung mit einer anderen, unbekannten Sprache. Hier scheint der ökumenische Funke noch nicht gezündet zu haben. Auf Nachfrage erfahre ich häufig, daß mein Gegenüber noch nicht viel wirklichen Austausch mit Menschen anderer Konfessionen gehabt hat. Da gibt es noch viel zu tun.

Auf der anderen Seite sehe ich aber auch wachsendes Interesse. Einzelne Gemeinden und örtliche ACKs bieten Möglichkeiten der Begegnung an, die auch wahrgenommen werden. Sprachkurse sozusagen, die auf wachsendes Interesse stoßen. Mehr noch als diese haben meines Erachtens die Basisgruppen bewirkt, die sich allerorten im Zuge des konziliaren Prozesses gebildet haben. Dort kam Ökumene zur Sache, denn die dringlichen Themen *Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung* gaben Anlässe, über die Konfessionsgrenzen hinweg ins Gespräch zu kommen. Dabei war durch die lingua franca des gemeinsamen Anliegens menschliche Annähe-

rung möglich, die sich unter glücklichen Umständen bis in offenes Interesse an den jeweiligen spirituellen Besonderheiten ausdehnen konnte. Besonders auf lokaler und regionaler Ebene hat es gemeinsame Aktionen, Austausch und Gottesdienste gegeben, die dann auf den großen Europäischen Versammlungen in Basel und Graz auch dort den Grund zu unbefangener Begegnung gelegt haben, wo zu den spirituellen Sprachunterschieden noch kulturelle und linguistische hinzutraten.

Aus meinem Blickwinkel von außen ist mir dabei aufgefallen, daß sich an diesen Initiativen die Basis ungleich stärker beteiligt hat als der Oberbau. Der stellte vielfach wohl die Räume zur Verfügung, aber häufig war zu spüren, daß es sich tatsächlich nur um die physikalischen handelte, inhaltliche Räume haben meine großkirchlich beheimateten Freunde häufig vermißt. Damit hat der ganze Vorgang eine Dynamik entwickelt, die seither zu erheblichen Sprachschwierigkeiten innerhalb einzelner Kirchen zwischen Basis und Oberbau geführt hat. So habe ich in Graz zeitweilig den Eindruck gehabt, ich nähme an einer Doppelveranstaltung teil: hier die Hierarchien und die Delegierten, dort die Vertreter und Vertreterinnen der Basis. Hier lebendiger Austausch im Ökumenischen Dorf, auf der Agora, in den Themenhäusern, dort eher zurückhaltende Interaktion, gebremst vielleicht durch den Charakter des Programms, das dem einseitigen Hören viel Raum beimaß. Wo das Programm jedoch Begegnungen zwischen beiden Ebenen vorsah, bei den nachmittäglichen Dialogforen, blieben viele Delegiertenplätze leer. Über die Gründe dazu läßt sich nur spekulieren. Ich fürchte, daß neben Überlastung und anderer Prioritätensetzung auch Berührungsangst und „Sprachprobleme“ dazu gehörten. Um in meinem Bild zu bleiben: Innerhalb der unterschiedlichen Sprachen haben sich deutlichere Dialekte entwickelt.

In diesem Zusammenhang dürfen die unterschiedlichen Sprechweisen und Sprachmöglichkeiten von Männern und Frauen nicht unerwähnt bleiben. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die *Ökumenische Dekade „Solidarität der Kirchen mit den Frauen“* auf zwischenmenschlicher wie auf struktureller Ebene (noch?) nicht viel an wirklicher Verständigung gebracht hat. Noch immer gibt es schmerzhaftes Ungleichheiten, zu häufig sind Frauen noch in der Minderheit, werden bei Vortragsanfragen übersehen, haben geringere Einflüsse auf kirchliche Gestaltung. In den Basisgruppen ist das anders. Dort gibt es ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis, wenn in einzelnen Gruppen nicht gar eher mehr Frauen als Männer aktiv sind, dort gibt es Entfaltungsmöglichkeiten für beide. Das Maß dessen, was jeder und jede einbringt, wird von ihr oder ihm selbst definiert. Auch können dort Arbeitsformen ausprobiert werden, die den unterschiedli-

chen Bedürfnissen der Individuen wie der Geschlechter entgegenkommen. Auch auf diesem Gebiet scheint die Basis einer anderen Grammatik zu folgen als der Oberbau.

Vielleicht brauchen wir einen neuen konziliaren Prozeß, der nach dem horizontalen Austausch nun Verständigung in der Vertikalen fördert, Dialekte verständlich macht und wertfrei anerkennt. Dann könnte es zu Entwicklungen kommen, die die ökumenische Bewegung wie auch die einzelnen Kirchen und Religionsgemeinschaften gerade in den Zeiten zunehmender Säkularisierung deutlich stärken. Sprache ist etwas Lebendiges, dem Wandel unterworfen. Das gleiche gilt für den Glauben und seine Ausdrucksformen. Neues entwickelt sich, ob wir es wollen oder nicht. Dies gilt es wahrzunehmen, mehr noch: als Gottes Gabe zu begrüßen. Wir hätten aneinander und miteinander viel zu lernen und dann auch viel zu feiern.

Ute Caspers

Die deutsche Ökumene – ein unfertiges Mosaik

Wenn es *die* deutsche Ökumene überhaupt gibt, dann nur als ein buntes Miteinander, Nebeneinanderher und manchmal auch Gegeneinander der verschiedenen Gruppen, Strömungen, Kirchen und Organisationen. Biographisch bedingt habe ich die ökumenische Bewegung schon aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln erleben können. Der folgende Streifzug soll davon erzählen.

1. Anfänge, die prägten

Als Jugendliche hat mich nachdrücklich die evangelische Jugendarbeit in Halle/Saale, wo ich aufgewachsen bin, beeinflußt. Die Friedensdekaden, die Anfang der achtziger Jahre begannen, machten mir Mut; als Studentin arbeitete ich in Rostock einige Jahre in einer Umweltgruppe mit und war angetan vom konziliaren Prozeß, der in den ökumenischen Versammlungen von Dresden und Magdeburg 1988/89 einen ersten Höhepunkt fand. Wenn auch nicht jede und jeder daran teilgenommen hatten, so war unsere Beteiligung doch groß, wenn wir über die Themen und die verabschiedeten Texte stritten. Hoffnungsvoll war es für mich, *so* Kirche zu erleben, die angesichts der drängenden Fragen zu klaren Aussagen kommt. Ökumene hatte für mich in diesem Zusammenhang etwas sehr Selbstverständliches. Sie kam von den